

Fritz Baur

Autor(en): Albert Oeri
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1922

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/6c50e953-03d8-4d16-8fd2-3f9bc9bc9caf2f>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>



Fritz Baur.

Von Albert Oeri

Um die Wende vom neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert beherrschten drei Frize das Basler Zeitungswesen: Fritz Amstein, Fritz Brändlin und Fritz Baur. Dem Letztgenannten unter diesen drei vortrefflichen Kollegen, der den andern beiden im Tod vorangegangen ist, sollen an dieser Stelle einige Erinnerungsworte gewidmet sein. Er hat es wohl verdient, daß im Basler Jahrbuch, wo so manches Produkt seiner fleißigen Feder erschienen ist, auch seiner ehrend gedacht werde.

Fritz Baur wurde am 2. November 1859 in Basel als Sohn des Schlossermeisters Louis Baur-Lippe geboren. Die Baur waren ursprünglich Schwaben. Der Urgroßvater von Fritz Baur war eingewandert. Die Lippe dagegen waren schon seit dem 16. Jahrhundert in Basel eingewandert, und Fritz Baur's mütterlicher Großvater war der letzte von mehreren Generationen Lippe, die die Rümelinsmühle betrieben haben.

Wenn man es wagen will, der Heredität von wesentlichen Eigenschaften nachzugehen, so kommt man wohl dazu, Frik Baur geradezu eiserne Tüchtigkeit aus seiner väterlichen Familie abzuleiten. Sein Großvater war Kanzleisekretär und drohte in den besten Jahren, als ihm die Erhaltung von neun Kindern oblag, zu erblinden. Da entschloß sich dessen Frau, eine geborene Verena Gisin aus dem Baselbiet, in Straßburg einen Hebammekurs zu nehmen, um nötigenfalls die Familie erhalten zu können. Eine Staroperation rettete das Augenlicht des Mannes; aber die Frau wollte das einmal gewonnene Können nicht brachliegen lassen und war bald die geschätzteste Wehmutter der Stadt. Sie hat über zweitausend Baslerkindern ins Leben geholfen. Da der Großvater alle Pässe zu schreiben und die Großmutter die allererste Reise, die man damals wie heute noch ohne Paß und Visum unternimmt, in die Wege zu leiten hatte, so sammelte sich in der Familie Baur ein Fonds von genealogischem Wissen, das dem Sprossen, der später Lokalredaktor wurde, jeden Tag zugute kam und auch von seinen Kollegen dankbar konsultiert zu werden pflegte. Es wird z. B. kaum viele Burckhardtte geben, die in der eigenen, weitverzweigten Familie so gut Bescheid wissen, wie es bei Frik Baur der Fall war.

Aus der mütterlichen Familie Lippe-Rumpf scheint Baur mehr die geistigen und kulturellen Interessen geerbt zu haben. Eine Schwester seines Großvaters war die Mutter Arnold Böcklins. Unter den Jugendwerken des großen Malers ist ein Bildnis seiner Tante, eben der Großmutter Frik Baur, erhalten. Es hat die traurigen Augen der Frau Hans Holbeins. Die Tragödie der Handwerkerswitwe, von der sie erzählen, war die, daß die Frau nach dem frühen Tode des ersten Gatten Lippe, um dessen Mühle den Kindern erhalten zu können, ohne alle Neigung ihren Meisterknecht geheiratet hat, der dann, als er einmal festsaß, die arme Schwindsüchtige schonungslos brutalisierte. Es war

also die jammervolle Geschichte, die auch Gottfried Kellers Mutter erlebt hat und die der Dichter dann in der Erzählung von Frau Regel Amrein angedönt, aber bis zum vollständigen Gegenteil sublimiert hat.

Frik Baur's Mutter aber, eine Tochter dieser Kreuzträgerin, hat trotz einer harten und entbehrungsreichen Jugend ihre geistige Regsamkeit nicht eingebüßt und wußte sie, als sie dem tüchtigen Schlossermeister Baur die Hand zum Ehebund gereicht und ihm fünf Söhne und zwei Töchter geschenkt hatte, dem ganzen Hause mitzuteilen. Es war zu jener Zeit eine eigentliche Regentenaufgabe, das Hauswesen eines guten Handwerkers zu führen; denn außer der Familie waren auch noch die Gesellen und Lehrlinge zu beherbergen und zu beköstigen. Es war eine wirtschaftliche Existenzform, die der Hausfrau unsäglich viel Arbeit und Verantwortung aufbürdete, ihr aber wenig Dank eintrug und keineswegs lukrativ war. Daß unter solchen Umständen Onkel und Tante Holzach-Lippe die Erziehungsausgaben freundlich tragen halfen, hat ihnen Frik Baur zeitlebens gedankt. Diese Verwandten waren es auch, die ihn schon in jungen Jahren gelegentlich die Schönheiten des weitem Vaterlandes sehen ließen. Die Familie Baur selbst mußte sich mit Spaziergängen in die nähere Umgebung Basels begnügen, die Frik schon in seinen Knabenjahren zum ebenso anspruchslosen wie genußfähigen Jurawanderer gemacht haben.

Der Knabe besuchte, wie es damals in der St. Albanvorstadt, wo sein Vaterhaus stand, die Kinder von Arm und Reich zu tun pflegten, die Häfelschule im Hohen Dolder und dann die Primarschule im Lustgäßlein. Sein erster Lehrer daselbst war ein Potator, der den kleinen Frik gelegentlich in eine Pinte an der Weißen Gasse schickte, um einen „Schoppen Tinte“ zu holen. Das war der Ausdruck, den Besteller und Lieferant unter sich abgemacht hatten, um der fürwichtigen Jugend die Einsicht in den

Schnapsimport nach dem Schulhaus vorzuenthalten. Der gleiche würdige Pädagoge war dem Vater seines Schülers Baur zehn Franken schuldig und suchte sich, da er das Geld, ohne Durst zu leiden, nicht zurückzahlen konnte, auf andere Weise nützlich zu machen, indem er den Kleinen nach den Sommerferien schon von der ersten in die zweite Klasse beförderte. Der Gefallen, den er ihm damit getan hat, war aber nicht groß. Frik Baur ist infolgedessen, da er keineswegs frühreif war und andererseits doch nie das Sitzenbleiben verdiente, in allen Schulklassen zu jung gewesen und ist auch zu früh, noch nicht siebzehnjährig, an die Universität gekommen.

Vom Luftgäßlein siedelte Frik Baur ins Untere Gymnasium nach dem Schönauer Hof über, der einst dort stand, wo sich heute die Untere Realschule erhebt. Er hatte das Pech, die Anstalt während einer Periode durchlaufen zu müssen, in der eine zum großen Teil überalterte Lehrerschaft die Jugend anödete. Da wirkte z. B. noch der „Quäggi“ als Lehrer für Geschichte und Geographie. Seine Lektionen bestanden nach Frik Baur's Erinnerung darin, daß er zunächst eine halbe Stunde mit den Söhnchen ihm bekannter Familien fraubaste, ihnen auftrag, sie möchten der Großmama seinen bevorstehenden Besuch ankündigen u. dergl., dann auf eine Viertelstunde verschwand, um die vom Dienstmädchen ins Gymnasium gebrachte Schneckenbrühe zu schlürfen und nur während des Restes der Stunde dozierte oder sich doch zum Dozieren anschickte.

Ein anderer Lehrer stand als Knabenschinder in so übelm Ruf, daß sogar die Mutter Baur ihrem Urteil freien Lauf ließ. Sonst hat sie die Autorität der Lehrer vor den Kindern geschont und sie zur Bescheidenheit erzogen. Nach dem Urteil ihres Sohnes Frik: zu allzu großer Bescheidenheit! Er hat infolge dieser Erziehung zeitlebens unter einer Befangenheit gelitten, die ihn hinderte, seine Person durchzusetzen und sein Verdienst ins

rechte Licht zu rücken. Wohl hat die Mutter dem Knaben immer und immer wieder eingeprägt, daß er vor Gott und Menschen nicht niederer stehe als irgend ein höher geborener Kamerad aus der „Dalben“, und daß nur die Leistung eines Menschen über seinen Wert entscheide. Aber daneben hat sie alle Regungen des Selbstbewußtseins so schonungslos als Hochmut behandelt, daß ihr Sohn Frik die Neigung zu allzu großer Selbstkritik niemals losgeworden ist.

Was eine wirklich gute Schule ist, das lernte Frik Baur erst kennen, als er in die damals sogenannte Gewerbeschule — heute „Obere Realschule“ — kam. Die Anstalt stand unter Frik Burckhardts vortrefflicher Leitung, der dann später das Rektorat des Gymnasiums übernommen hat und an der Gewerbeschule von Prof. Rinkelin abgelöst wurde. Bei diesem hat Baur urplötzlich gemerkt, was Mathematik ist. Am Gymnasium hatte er ein ganzes Jahr lang einen Allgebraunterricht genossen, bei dem er von der Vorstellung ausging, a sei immer 1 und b immer 2, ohne daß der Lehrer hinter dieses Mißverständnis kam. Unter Rinkelin entwickelte er sich so, daß er sogar einen gewissen Ruf im Differentialrechnen erlangte und alle Mittwoch-Nachmittage einige Liebhaber dieser Kunst auf seiner Bude versammelte. Noch mehr aber verdankte Frik Baur seinem Deutsch-Lehrer, dem „langen Becker“. Dieser führte ihn nicht nur glänzend in die Literatur ein, sondern hat ihm auch ein Formgefühl und eine sprachliche Disziplin beigebracht, auf die er und andere sich unbedingt verlassen konnten. Wenn in unserer Redaktionsstube ein Sprachproblem zur Diskussion stand, so stellte man in dubio lieber auf den Becker-Schüler Baur als auf den Wustmann ab.

Zu Weihnachten 1875 wurde Frik Baur von Pfarrer Samuel Preiswerk konfirmiert. Er hat seinen künftigen Personalien-Verfasser schriftlich und ausdrücklich davor gewarnt, von ihm die beliebte Wendung zu brauchen:

„Einen tiefen Eindruck machte auf ihn der Konfirmationsunterricht, den er . . .“ Das sei nämlich nicht wahr; er habe den Unterricht weder leichtsinnig, noch besonders gesammelt mitgemacht, und die Konfirmation habe keineswegs einen Einschnitt in seiner Entwicklung bedeutet. Aber er ist auf der Grundlage, die seine Mutter gelegt und Pfarrer Preiswerk verstärkt hatte, ein guter Christ geworden und geblieben. Seine positiven Anschauungen hat er durch tägliches Bibellesen und regelmäßigen Kirchenbesuch gepflegt. Sie hatten anfangs, wie es bei einem in kirchlichen Kampfzeiten aufwachsenden jungen Mann nicht anders sein konnte, einen etwas militanten Charakter. Mit einem Mitschüler, der der Reformrichtung anhing, hatte er oft förmliche Disputationen. Fanden sie in dessen Wohnung statt, so griff die Mutter des Freundes zugunsten der Reform ein, während umgekehrt Mutter Baur, wenn in ihrem Hause disputiert wurde, das positive Bekenntnis verteidigte. Als Fritz Baur dann aber später als Synodale und Präsident des positiven Münster-Gemeindevereins Gelegenheit gehabt hätte, in kirchlichen Parteistreitigkeiten öffentlich aufzutreten, da war er längst milde geworden, und niemand freute sich herzlicher als er darüber, daß der Hader innerhalb der evangelischen Kirche mehr und mehr in den Hintergrund trat. Ein Zelot ist er übrigens gar nie gewesen. Für die guten Seiten der Basler Fastnacht z. B. hat er zeitlebens Sinn gehabt, auch abgesehen von seiner mehr herausgeberischen als produzierenden Tätigkeit am vielgeschmähten und vielgeliebten „Joggeluner“.

Doch wir haben mit der Erwähnung dieser Dinge dem äußern Lebenslauf Fritz Bours weit vorgegriffen und müssen zu seinen Gewerbeschuljahren zurückkehren. In deren erstes fällt ein Ereignis, das von entscheidender Bedeutung für seine Berufswahl geworden ist: die Verstümmelung seiner rechten Hand. Die Ursache war ein anfangs harmlos aussehender Unfall. Der Junge hatte in einer

Mühle ein rasch schwingendes Rammrad streicheln wollen, um sich von den Zähnen die Hand hinaufwerfen zu lassen. Statt dessen packten die Zähne an, quetschten ihm ein paar Finger und hinterließen daran schnittartige, heftig blutende Wunden. Man verzeihe uns nun, wenn wir bei dieser Unfallgeschichte etwas verweilen. Ihr medizingeschichtliches Interesse scheint uns dies zu rechtfertigen, obwohl noch nicht ganz ein halbes Jahrhundert seither vergangen ist:

Zur ersten Hilfe wurde aus der Nachbarschaft ein Bader gerufen. Der schindelte jeden einzelnen Finger ein und verband ihn mit ölgetränkter Leinwand. Dann wurde der Vater Baur herbeigeholt; der nahm den Knaben in einer Droschke nach Hause. Er wollte Prof. Socin zuziehen. Aber der war leider auf der Jagd, und an seine Stelle trat ein Arzt ohne besondere chirurgische Kenntnisse. Er vernähte die Wunden und ließ ausgiebig Eis auflegen. Als er am zehnten Tage den Verband entfernte, zeigte es sich, daß durch die Eistur die Finger künstlich erfroren waren, was ihn immerhin veranlaßte, die Zuziehung eines zweiten Arztes zu empfehlen. Dieser, der sich später in Basel einen vorzüglichen Ruf erworben hat, wechselte nun gründlich die Therapie und verordnete ein lauwarmes Dauerbad für Hand und Vorderarm. So lebte denn der noch nicht vierzehnjährige Knabe drei Wochen lang ohne jede Beschwerde aufrecht sitzend im Bett, den rechten Arm in einem Blechbecken, Tag und Nacht, wachend und schlafend. Von Zeit zu Zeit, wenn man das Wasser erneuerte, fand man darin etwa ein Fingerknöchelchen, das sich abgestoßen hatte. Die Haut der Finger hing herunter wie leere Beinkleider. Schmerzen hatte der Patient nicht, außer wenn der Arzt etwa dem langsamen Auflösungsprozeß mit dem Besteck nachhalf. Als von der Hand im wesentlichen nur noch ein Stumpfen vorhanden war, und zwar ein unförmlicher Eiterklumpen bis zur Handwurzel, wurde das Regime wieder geändert. Jetzt wurde täglich verbunden, und zwar

mit antiseptischem Verbandstoff und einer gewaltigen Menge von Karbolsäure. Die Angehörigen beelendete es viel mehr als Fritz Baur selbst, daß der Umfang der Hand eigentlich von Tag zu Tag langsam kleiner wurde, da man doch fast täglich etwas davon wegschnitt. Schließlich war nur noch ein enthäuteter Handstumpf ohne Finger vorhanden. Um ihn wieder mit Haut zu versehen, wurden vom Oberschenkel des Patienten Hautpartikelchen gelöst — „weggepfekt“, wie er sich uns gegenüber ausdrückte — und auf der Hand angepflanzt. „Mit der Zeit wird alles heil . .,“ sagt die Weisheit Wilhelm Buschs.

Der Unfall war in den Sommerferien passiert. Nach den Herbstferien konnte Fritz Baur die Schule wieder besuchen, ohne hinter seine Kameraden zurückgekommen zu sein, da er auf dem Krankenlager fleißig lernte. Er wußte nun, daß er seinen Schulsack nicht nur zum Zweck allgemeiner Bildung, sondern für den künftigen Beruf zu füllen hatte; denn von einer Handwerkslehre, die ihm bisher vorgeschwebt hatte, konnte für den an der rechten Hand Verstümmelten nicht mehr die Rede sein. Natürlich war der Verlust der Finger auch für die Ausübung jedes Berufs, der vieles Schreiben erfordert, sehr lästig. Fritz Baur hat darum energisch das Schreiben mit der Linken gelernt und hat darin zeitlebens Übung behalten. Aber in der Regel schrieb er später doch rechts. Er schnallte sich die Feder mit einer Art Strumpfband an die rechte Hand und schrieb mit einer Sicherheit und Schnelligkeit drauf los, um die ihn mancher Besitzer unverletzter Finger hätte beneiden können. In seinen spätern Lebensjahren hat er auch noch das Maschinens Schreiben erlernt.

Fritz Baur ist auf diese Weise zu zwei Handschriften gekommen, die für das Laienauge sehr verschieden aussahen. Die rechte Schrift lag schräg und hatte einen ausgesprochen „zügigen“ Typus. Die linke Schrift dagegen sah steil und steif aus. Wir haben uns einmal zusammen das Ver-

gnügen gemacht, mit seinen beiden Handschriften die bekannte Graphologin Meyer (v. Albertini) in Ragaz auf die Probe zu stellen. Er schickte seine Linksschrift von Basel aus, ich seine Rechtschrift ein paar Monate später durch einen Mittelsmann von Zürich aus ein. Eine Erkennung der Identität des Schreibers war also vollständig ausgeschlossen. Aber die beiden Urteile der sachverständigen Dame koinzidierten in ganz intimen und vom Beurteilten als richtig empfundenen Bemerkungen in geradezu glänzender Weise.

Nachdem der Unfall Fritsch Baur auf das akademische Studium angewiesen hatte, tat der Zufall ein Übriges und bestimmte ihn für das Spezialfach der klassischen Philologie. Wie das eigentlich gekommen ist, wußte er in späteren Jahren selbst nicht mehr. Ihm war nur noch erinnerlich, daß er einmal Rektor Rinkelin mitteilte, Geschichte und Geographie zögen ihn vor allem an, auch Deutsch sei ein Lieblingsfach. „Also Philologie,“ schloß der Herr Rektor, und dabei blieb es. Fritsch Baur ergänzte seine im Herbst 1876 erworbene Realschulmaturität durch ein Nachexamen in Latein und Griechisch, auf das er sich durch Privatstunden vorbereitet hatte, und steuerte auf einen Doctor in den Fächern Griechisch, Latein und Philosophie los. Geschichte war nicht dabei, weil er fand, die beiden klassischen Sprachfächer erforderten schon genug Gedächtnisarbeit, und, weil man doch ein drittes Fach brauche, komme man mit der Philosophie am billigsten davon. Dabei hatte er nicht das allerdünnste philosophische Aderchen, wohl aber viel Verständnis und Interesse für Geschichte! Dies wie alles, was wir aus seiner Studienzeit wissen, zeigt, daß diejenigen, die hätten raten können, den von Hause aus unberatenern Handwerkersohn in geradezu sündhafter Weise im Stich gelassen haben. Daß seine Studienjahre schließlich, wenn auch nicht den möglichen, so doch einen anständigen Ertrag gehabt haben, war nicht dem, was er studierte, sondern der Art, wie er studierte, zu verdanken, also in erster Linie

seinem Fleiß und seiner Solidität. Dank diesen Eigenschaften war er nicht umzubringen.

Fritz Baur's eigentliche philologische Lehrer waren die Professoren Mähly und Nießche. Den letztern lernte er nur als Graecisten und nebenbei als einen zarten, rücksichtsvollen, höflichen Herrn kennen, der seine Studenten durchaus mit sich als gleichwertig behandelte und nichts weniger als übermenschelte. Bei Prof. Mähly genoß Fritz Baur dankbar den zeitweilig geradezu glänzenden Unterricht und ärgerte sich desto mehr über die Perioden, wo dieser Gelehrte die Flügel hängen ließ und seinen Schülern wenig bot. Sehr gerne dachte Fritz Baur an den Unterricht bei den Linguisten Misteli und Jakob Wackernagel. Die Philosophie Prof. Steffensens und die Pädagogik Prof. Siebeck's ließ er mit dumpfem Respekt auf sich niederprasseln. Dagegen hat er in den Fächern, die er liebte, aber nicht eigentlich „studierte“, mit wirklichem Ertrag für Wissen und Stilgefühl bei Moritz Heyne deutsche Grammatik und bei Jakob Burckhardt, der den Nachbarssohn aus der St. Albanvorstadt auch persönlich gerne mochte, Geschichte und Kunstgeschichte gehört. Dort hat der fleißige Studiosus Baur nicht nachgeschrieben. Er erzählt: „Nichts trugen wir schwarz auf weiß nach Hause, und doch fühlten wir nach jeder Stunde uns innerlich bereichert.“

Das Studienjahr vom Herbst 1879 bis zum Sommer 1880 verbrachte Fritz Baur in Leipzig als Schüler von Georg Curtius, Ribbeck, Lipsius und Ed. Meyer. Daß ihm auch da keine großen wissenschaftlichen Lichter aufgingen, wundert uns bei der innerlichen Fremdheit, mit der er der klassischen Altertumswissenschaft gegenüberstand, weiter nicht, wohl aber verblüfft uns, wenn wir seine zahlreichen Briefe ans Elternhaus aus jener Zeit lesen, die Tatsache, wie wenig allgemeine erzieherische Werte eine große deutsche Universitätsstadt zu jener Zeit für einen doch immerhin geistig frischen und empfänglichen jungen Schweizer bieten konnte.

Das Theater in Leipzig war viel besser, das Essen viel schlechter als in Basel. Aber was hat Friß Baur sonst zu konstatieren? Nachdem Schnee gefallen ist: „Man sieht nur noch Schlitten; doch bringen's diese Deutschen auch da zu nichts, es sind samt und sonders alte, schäbige Rumpelkisten. Ich glaube, die Hoffmannsche Schlange würde eine halbe Revolution hervorrufen, jedenfalls wenigstens käme sie am andern Tag in die Zeitung!“ Als seine Freunde nach Berlin reisen: „Meine Begier, jene Tyrannenhöhle zu sehen, ist noch gar nicht übertrieben groß.“ Als es zu Weihnachten mehr Feiertage gibt als daheim: „Wie mit Allem sind die Deutschen auch im Sonntagmachen unmäßig.“ Als ein bedeutender Jurist stirbt: „Gestern hat sein Leichenbegängnis stattgefunden, mit allem Pomp, der an der Leiche eines hervorragenden Despotenknechts verwendet zu werden pflegt.“ Als er die Kaserne Möckern erblickt: „Dort sperrt der Landesvater Albert seine lieben Kinder, wenn sie gerade in der besten Kraft zum Arbeiten wären und im vollsten Jünglingsalter stehen, für drei Jahre hinein . . . So ist's hier zu Lande überall, Waisenhäuser, Spitäler u. dergl. bringt man in alten Baracken unter, und nur für die Soldaten baut man prachtvolle neue Häuser.“ Als er Viktor Tissots Buch „Les Prussiens en Allemagne“ liest: „Der Verfasser ist in den gleichen Gedanken wie ich und findet auch an ganz Deutschland keinen guten Faden.“

Als er 30 Pfennig Eintritt in ein lokalhistorisches Museum zahlen muß: „Bezeichnend und echt deutsch ist auch, daß einem noch ein Eintrittsgeld abgezwaht wird, wenn auch ein kleines. Die Menschen suchen eben zu knausern und zu rupfen, wo's geht. Nein, da ist man bei uns denn doch etwas nobler!“ Als in Leipzig die Leute mit Kornblumen umhergehen: „Warum das Alles? Einfach, weil der alte Wilhelm in Berlin diese Blume allen andern vorzieht. Aber so kriechend und schmeichlerisch ist nun einmal das

deutsche Volk!“ Als der Besuch des Königs in Leipzig bevorsteht: „Ich werde also wahrscheinlich Gelegenheit haben, dieses große Tier zu sehen. Diese Chance läßt mich ziemlich kalt. Ich möchte aber nicht behaupten, daß nicht etwelche besonders verfassungsgetreue Leipziger über diese „Allerhöchste Gnade ihrer Majestät“ aus dem Häuslein geraten.“ Beim Besuch eines Friedhofs: „Ich mußte erstaunen darüber, was auch im Fach der Grabsteine die Leipziger an Geschmacklosigkeit leisten; es ist fast unglaublich, aber wir fanden kein einziges, nach unsern Begriffen schönes Grab. Da können wir denn doch auch mit Fug und Recht auf unser Rannensfeld stolz sein.“ Als König Albert ins Kolleg zu Prof. Ribbeck kam: „Er ist ein altes, gebücktes Männlein, aus dem jedenfalls Niemand ein großes Wesen machen würde, wenn das Schicksal ihn nicht auf einen Thron hätte geboren lassen werden. Von der Abgötterei, die man mit ihm trieb, erzähle ich mündlich.“

Das wird Frik Baur denn auch weidlich getan haben! Das spätere Résumé seines einjährigen Aufenthalts in Deutschland ist: „Es war ein harmloses und sauberes Leben, das ich in Leipzig führte.“ Nicht mehr, und nicht weniger! Höchstens ist noch beizufügen, daß ihm ein paar in der Dresdner Gallerie zugebrachte Tage ernsthaften Kunstgenuß gewährt haben. Aber das war ja nicht Deutschland, was er dort schätzen lernte, wenigstens nicht das Deutschland seiner Zeit, das gloriose Deutschland Bismarcks! Dieses hielt seine geistigen Güter entweder versteckt vor dem jungen Basler, oder es hatte keine solchen Güter zu gewähren. Für die erstere Möglichkeit spricht, daß Frik Baur die Kunst, leicht Anschluß zu finden, nicht verliehen war. Er hatte bezeichnender Weise in Basel keiner Studentenverbindung angehört, was er in spätern Jahren sehr bedauerte. Und in Leipzig beschränkte sich sein Umgang so ziemlich auf zwei Basler und einen Schaffhauser Freund. Die übrigen Schweizer Landsleute betrachtete er als Rohlinge, und mit

den Deutschen ließ er sich überhaupt nicht ein. Wenn er auf seiner Basler Bude einen guten Phonographen mit Walzen der Professoren Curtius und Ribbeck, der Tragödin Geißinger, des Opernsängers Angelo Neumann usw. hätte aufstellen können, wäre ungefähr ebensoviel herausgekommen wie bei dem persönlichen Aufenthalt in Leipzig. Die Thukydides-Lektüre, die ihn daselbst viel Zeit gekostet hat, und die Durchackerung der Promessi sposi wäre auch in Basel nebenher gegangen.

Und dennoch will es uns, die wir Fritz Baur jahrzehntelang als Menschen mit offenem Kopf und offenem Herzen für wahre menschliche Werte gekannt haben, nicht einleuchten, daß er in der großen deutschen Stadt nicht mehr gefunden hätte, wenn wirklich mehr zu holen gewesen wäre. Wir fragen uns: hat die „große Zeit“ der Nachwelt irgend ein großes Buch hinterlassen? Und dann erinnern wir uns auch, daß die Generation, die im Deutschland der siebziger Jahre jung war und ihr geistiges Gepräge erhalten hat, in der Periode Wilhelms II. an den maßgebenden Stellen des Reichs gestanden hat und es zugrunde gehen ließ. Also: möglicherweise war doch nicht Fritz Baur's Verschlossenheit am dürftigen Ertrag seines deutschen Studienjahres schuld. Vielleicht wäre es auch anders gekommen, wenn er die ihm zuerst offerierte Bude gemietet hätte, die ihn durch schöne Möbel anzog, aber durch schlechtes Licht abstieß: beim damaligen Leipziger Tischlermeister August Bebel!

Etwas vom Außerlichen, was Fritz Baur dank seinem Einsiedlerleben in Leipzig sich anzueignen nicht gelungen ist, hat er durch eine freundliche Wendung der Dinge nach seiner Heimkehr in Basel nachholen können: die gesellschaftlichen Umgangsformen. Es bot sich ihm eine Mentorstelle in einem wohlhabenden Bürgerhause, in dem eine für hiesige Verhältnisse ganz außerordentlich lebhaftes Geselligkeit herrschte. Es war dort in jeder Beziehung aufs beste für ihn gesorgt, und es muß als starker Beweis für seine Gewissenhaftigkeit

angesehen werden, daß er seinem Brotherrn eifrig zuredete, seinen Sohn in die Staatschule zu schicken, weil der Jüngling ohne deren straffe Disziplin versimpe. Der einsichtslose Vater hat ihn mit Tränen gebeten, von solchen Gedanken abzustehen, und so ist Fritz Baur anderthalb Jahre in dieser Stellung geblieben und hat sich dabei gründlich auf sein Doktorexamen vorbereiten können. Dieses legte er im Juni 1882 cum laude ab mit einer Dissertation: „De Catullo Graecorum imitatore.“

Fritz Baur wollte seinen Eltern nicht lange am Brotkorb hangen und nahm deshalb im Herbst 1882 eine Sprachlehrerstelle an einem Privatgymnasium im schlesischen Städtchen Lähn an. Es war, nach seinen Schilderungen zu schließen, eine ziemlich üble „Presse“, wo mißratene Söhnchen für das Einjährigexamen und die Maturität abgerichtet wurden. Die Lehrerschaft war dementsprechend. Es waren meist irgendwie aus dem Geleise geratene Existenzen, die sich über ihr Schicksal mit Trunk und Spiel hinwegtrösteten; und wenn sich Lehrer und Schüler etwa an einem übeln Ort im benachbarten Hirschberg trafen, so schloß man eben einen feierlichen Vertrag auf gegenseitige Nichtverzeigung. Da unter all diesen Umständen die Autorität der Lehrerschaft nicht groß sein konnte, so mußte desto ausgiebiger geprügelt werden. Der Rektor war zugleich der Profosß. Er wünschte, daß man ihm etwaige Delinquenten aufs Zimmer sende mit der schriftlichen Zahlungsanweisung: „25 mit Rantschu Nr. I“, „10 mit Rantschu III“ u. dergl. Es waren drei Arten Rantschu vorhanden. Aber Fritz Baur pflegte keine solchen Cheks auszustellen. Über den Gesamthabitus seiner Kollegen schrieb er nach Schilderung der Einzelnen an seine Eltern: „Ihr seht, auch die Kollegen bieten eine bunte Musterkarte von allem Möglichen, stimmen aber darin überein, daß es bei allen recht sehr „deitschelet“. Es geht z. B. sogar in diesem elenden Lähn, wo man niemand antrifft als alte Weiber, halbnackte

Rinder und zerlumppte Männer, keiner ohne Handschuhe zum Loch hinaus, und auch sonst geht's überaus windig zu.“

Fritz Baur ist in diese Gesellschaft als wahrer „Candide“ hineingeplatzt, und bald nannten ihn Kollegen und Schüler halb höhnisch, halb achtungsvoll den „Gletscherfriedli“. Er hat sich dadurch nicht verärgern lassen, sondern hat sich in Lähn eigentlich sehr wohl gefühlt. Und das war im Grunde gar kein Wunder trotz der Fremdartigkeit des Milieus: schließlich mußten die Knaben, ob sie nun ein bißchen ärgere oder weniger arge Rangen waren, doch herausfühlen, daß ihnen in dem Schweizer ein guter und unverdorbenener Mensch entgegentrat, der jung mit den Jungen sein konnte. Und das hat Fritz Baur so viel Anhänglichkeit und Liebe eingetragen, daß er ganz in seinem Lehrerberuf aufging und auch seine freie Zeit spielend und spazierend mit den Zöglingen zubrachte. Bei einem der Ausflüge, die er mit ihnen machte, lernte er übrigens auf der Grödkburg die prächtige, ehemals Martin Asterische Sammlung von alten Schweizer Glascheiben kennen, die in unserm Land verschollen war. Er konnte darum später mittelbar dazu helfen, daß diese kostbaren Schätze in die Schweiz zurückkamen.

In spätern Jahren ist ihm die Zeit in Lähn beinahe als die liebste Erinnerung seines Lebens vorgekommen, und doch hat er nach Ablauf des Jahres, für das er sich verpflichtet hatte, dem Lehrerberuf Valet gesagt. Nicht ganz! Er, der so sehr an seinen Sonntagsspaziergängen hing, ist jahrzehntelang im Winter Sonntag für Sonntag, in spätern Jahren wenigstens an einem Teil der Sonntage, vorzeitig heimgekehrt, um Sonntagschule zu halten. Aber abgesehen von diesem stillen Opfer ist Fritz Baur nach der Heimkehr von Lähn ganz und gar Journalist geworden. Ein Ruf von Pfarrer Arnold Joneli drang zu ihm nach Schlesien und bestimmte ihn zum Berufswechsel.

Vorbereitet war dieser Übergang durch allerhand journalistische Gelegenheitsarbeiten. Schon als Student

hatte Frik Baur, als im Sommer 1879 in Basel das eidgenössische Schützenfest gefeiert wurde, für die „Basler Nachrichten“ über sämtliche Festreden referiert. Der Leiter des Blattes, Gottfried Wackernagel, fand Gefallen an ihm und verwendete ihn oft zu ähnlicher Reportage, was ihm erwünschte Zuschüsse zum Taschengeld eintrug. Als die „Basler Nachrichten“ aber in Frik Bours Hauslehrerzeit bei den 1881er Großratswahlen ihrem damaligen wilden Radikalismus auch gar alle Zügel schießen ließen, wollte er mit dem Blatt auch durch Mitarbeit auf neutralem Gebiet nichts mehr zu tun haben, und teilte dies Wackernagel in einem Brief mit, von dem er später selbst fand, er sei für seine Jugend reichlich anmaßend gewesen. Später lernte Joneli den jungen Mann mit dem stark konservativen Temperament kennen, übertrug ihm eine längere Ferienvertretung und nahm ihm das Versprechen ab, sich gegebenenfalls definitiv bei der „Allgemeinen Schweizer Zeitung“ zu stellen. Nach Ablauf des Löhner Jahrs wurde dann dieses Versprechen unerwartet rasch fällig, und so ist es gekommen, daß Frik Baur ohne starke Überlegung, halb volens, halb nolens, plötzlich Berufsjournalist wurde. Er hatte übrigens während seiner deutschen Lehrerzeit auch für die in Berlin von Nathusius und v. Orken herausgegebene „Konservative Monatschrift“ zu korrespondieren begonnen. So absolut fremd ihm der preußische politische Konservatismus war und blieb, so fühlte er sich doch mit jenen Kreisen in einer gemeinsamen religiös-kulturellen Defensiv gegenüber dem damals sehr aktiv auftretenden Aufklärertum. Die heimische Bewegung gegen den Schulvogt war es im Grunde, die Frik Baur in die Reihe der politischen Kämpfer lockte.

Er ist aber dann trotzdem nicht im eigentlichen Sinne politischer Journalist geworden, ist zwar wohl in den Weitem Bürgerrat, aber nicht in eigentlich politische Behörden gelangt. Dazu fehlte ihm die streitbare Naturanlage, und dafür erhielt er auch nicht die nötige berufliche Erziehung, obschon

der Mann, der ihn ins Metier einführte und ein Jahrzehnt lang leitete, Arnold Joneli, ein politischer Preßpolemiker allerersten Ranges war. Oder vielmehr: nicht obschon, sondern gerade weil Joneli für Sechse fechten konnte, hat er sich Fritz Baur nicht zum Sekundanten herangezogen, sondern hat ihn auf harmloseren Gebieten des Zeitungswesens sich entwickeln lassen. Er war auch da ein strenger und guter Erzieher. Kein Blatt von Baur's Manuskripten ging in der ersten Zeit in die Sekerei, ohne daß es Joneli Beile für Beile durchgepflügt, halbe Seiten gestrichen, wichtige Punkte beigefügt und den Ausdruck nach seinen Wünschen geändert hätte. Fritz Baur hat die Verbesserungen aufmerksam studiert und hat es zeitlebens als seines Meisters Joneli Verdienst bezeichnet, wenn man ihm selbst mit Recht eine gewandte Feder nachrühmte.

Er hatte zu referieren über alles, was sich zwischen Himmel und Erde zutrug. Niemand fragte, ob ihm und seinen Studien das Thema eines akademischen oder populären Vortrags liege, ob er Interesse habe für die Bestrebungen dieses oder jenes Vereins, über dessen Sitzung mußte berichtet werden. Es gab Abende, an denen er zwei und drei Anlässe besuchen mußte, um das Gehörte am folgenden Morgen zu Papier zu bringen. Auch seine Eindrücke! Fritz Baur hat es in spätern Jahren stets als das Gegenteil einer Verbesserung empfunden, daß in der schweizerischen Journalistik vom Referenten mehr und mehr der Verzicht auf den Ausdruck seiner eigenen Meinung und die Beschränkung auf eine farblose, rein neutrale Berichterstattung gefordert wurde. Auch war es ihm ein Greuel, daß Ratschläge und ähnliche behördliche Äußerungen immer öfters in extenso oder doch unter wörtlichem Abdruck großer Partien in den Zeitungen erschienen, während er fand, dem Leser sei mit einem knappen Auszug viel mehr gedient, auch auf die Gefahr hin, daß das subjektive Interesse des bearbeitenden Redaktors die Auswahl bestimme.

Wie dem auch sei, Frik Baur hat sich bei dieser Referententätigkeit eine ausgedehnte Personalkennntnis geholt und war überzeugt, die beste Schule durchgemacht zu haben, die einem Journalisten werden kann. Eine ganz wesentliche Eigenschaft brachte er freilich von vornherein mit: eine genuine Schreibfreudigkeit, wie sie in heutiger Zeit selten ist. Unsere Generation schreibt ebenso ungerne Briefe wie die vor hundert, ja noch vor fünfzig Jahren gerne geschrieben hat. Frik Baur aber hat schon als Student kein größeres Vergnügen gekannt, als recht ausgiebig heimzuschreiben. Er entschuldigt sich immer wieder wegen der Länge, nicht der Kürze seiner Episteln wie die Jugend von heute. So hat er denn auch als Redaktor stets die Feder geliebt und die Schere verachtet. Man kann sich darum auch denken, wie er jeweilen geschnaubt hat in den Momenten, die jede Redaktion kennt: wenn irgend ein bekannter, braver Mitbürger stirbt und man einem von dessen Berufsgenossen und Freunden nach dem andern anklingelt mit der Bitte um einen kleinen Nachruf und von einem mit einer dümmern Ausrede abgefertigt wird als vom andern. „Ich habe ihn erst in den letzten dreißig Jahren recht kennen gelernt!“ „Ich weiß nichts über seine Weltanschauung.“ „Ich habe die Titel seiner Bücher nicht gegenwärtig.“ usw. Diese Art von horror pennae brachte Frik Baur gewaltig in die Sätze, auch wenn dahinter im Grunde das ehrenvolle Vertrauen steckte, Niemand könne den Nachruf besser schreiben als er selber.

In den einfachen Verhältnissen der „Allgemeinen Schweizer Zeitung“, wo neben Frik Baur unter Arnold Joneli und später unter Otto Zellweger hauptsächlich Gustav Peyer und Hans Trog als Stützen der Redaktion wirkten, waren die Ressorts noch nicht sehr genau abgegrenzt, und der einzelne Redaktor konnte, ja mußte sehr vielseitig sein. Übrigens wurde damals auch noch die freiwillige Mitarbeit Außenstehender gerne gewährt und gerne an-

genommen. Insbesondere war alt Bürgermeister Karl Felix Burckhardt täglicher Gast auf dem Bureau. Er griff zu und half, wo Hilfe nötig war. Er korrigierte, machte Auszüge aus Vereinsberichten, nichts war ihm zu gering. Aber er lieferte auch von jenen überaus kostbaren kleinen Notizen, die einem Blatte so wohl anstehen. Jedes Erlebnis, jede Erfahrung schlug sich ihm zu einem kleinen Artikel nieder. Dazu machte ihn seine Erfahrung und seine Kenntnis der Staatsverwaltung, sowie der in alle Schichten reichende Kreis seiner Bekannten zu einem unschätzbaren Ratgeber und eigentlichen Basler Konversationslexikon bis zu seinem Tode im Jahre 1885.

Desto ungewohnter ist es Frik Baur vorgekommen, daß man in der Interimszeit zwischen den Chefredaktionen Joneli und Zellweger ihn und seine Kollegen Peyer und Trog ohne jede Anleitung und auch ohne jedes Dankeswort für die große und schwierige Mehrarbeit über ein halbes Jahr lang den Dienst versehen ließ. Er erblickte darin ein Versagen des alten Basels und begleitete mit ähnlichen Gedanken auch die Annahme des Namens „Liberale“ durch seine Parteigenossen sowie den im Jahre 1902 erfolgenden Verzicht auf die Weiterführung der „Allgemeinen Schweizer Zeitung“ und den Übergang zu den „Basler Nachrichten“. Sein Bedauern über diese Wandlung war mehr gefühlsmäßig als parteipolitisch begründet; denn Parteimann ist er je länger desto weniger gewesen, obgleich sich vielleicht in Basel — man denke an Zürich! — eine protestantische Rechtspartei und Rechtspresse nicht halten können, wenn ihr der unpolitische Frik Baur nicht als treuer Soldat durch die kritischen Jahrzehnte hindurch gedient hätte.

Mancher Kollege hat in Frik Baur das gute Gewissen der Redaktion erkannt und geschätzt, obgleich niemand in seiner Kritik diskreter sein konnte als er. Sehr charakteristisch für den guten und unparteiischen Menschen ist, was er im Jahre 1911 über seine Erfahrungen bei einem gemein-

nützigen Wert niedergeschrieben hat: „Ich habe im Kreis dieser Schulmeister, die zum großen Teil ganz andern Anschauungen huldigen als ich, ja vielfach entgegengesetzten Weltanschauungen angehören, doch den ehrlichen Eifer für eine schöne Sache und die hingebende Arbeitsfreudigkeit für ein gemeinnütziges Ziel schätzen gelernt. Mein Urteil über diese Leute ist ein anderes geworden, wenn ich auch von meinen Grundsätzen nichts preisgegeben habe. Es ist keineswegs alles Streberei, was sie in ihrem Tun und Handeln bewegt. Ich habe ja ähnliche Erfahrungen gemacht, so weit ich mit Reformern zusammentam. Das Leben macht uns, je älter wir werden, umso toleranter. Ich muß manchmal lächeln, wenn ich mich meiner frühern Anschauungen und Urteile erinnere. Ich nannte sie grundsatzgetreu, und im Grunde entsprangen sie nur einer überaus mangelhaften Kenntnis der Welt und der Verhältnisse. Menschen tun's überall, in dem Lager, dem ich angehöre, wie auch bei den Segnern. Da gilt es, sich durch diese menschenlinden Töne die Freude an dem anregenden Lärm der Arbeit auf jedem Gebiet nicht rauben zu lassen!“ Wer dies liest, wird sich nicht wundern, daß Friß Baur auch während des Weltkriegs nicht zu den „neutralen“ Mitschimpfern hüben oder drüben, sondern zu denjenigen Baslern gehört hat, die im Mildern des Kriegsunglücks ihre Aufgabe sahen. Er war eines der eifrigsten Mitglieder des Komitees für die Evakuierten, und ist der Verfasser von dessen gedrucktem Tätigkeitsbericht.

Bei den „Basler Nachrichten“ hat sich Friß Baur mehr als zuvor auf die Lokalredaktion spezialisiert, hat aber immer noch einen Teil des außerbaslerischen Stoffs bearbeitet. Dabei hatte er eine unübertreffliche Gabe, aus einem großen Zeitungshaufen die paar für seine Leser wertvollen Neuigkeiten herauszufinden und zu verarbeiten. Und zwar nicht nur für seine direkten Leser! Bald brummend, bald lachend hat er jeden Tag konstatiert, mit wie ungenierter Dankbarkeit seine Arbeit in mittlern und kleinern Blättern

ohne Quellenangabe weiterserviert wurde. Am Übersetzen aus dem Französischen, Italienischen und Englischen hatte er ein fast künstlerisches Vergnügen. Er ist auch darin immer ein Schüler seines Deutschlehrers Becker geblieben.

Fritz Baur's bekannteste Spezialität aber waren seine Beschreibungen von Land und Leuten der engern und weitern Schweizerheimat. Hätte er nicht die ewige Ruhe so wohl verdient, würde es einen nicht wundern, wenn er im Pafswanggebiet irgendwo auf einer einsamen Weide als Gespenst umginge. Er hat den Basler Jura so unermüdlich durchstreift, daß er unstreitig dessen bester Kenner geworden ist. „Beste Kenner“ nicht nur im Sinne von „sehr guter“, sondern auch im Sinne von „sehr gutherziger Kenner“; denn, obgleich ihm so wenig wie andern ein Menschengewimmel zur Erhöhung des Naturgenusses gereichte, hat er es nicht verwinden können, daß der Durchschnittsbasler seine jurassische Nachbarschaft nicht genügend zu würdigen wußte, und hat allen Mitbürgern durch seine Beschreibungen den Anreiz geben wollen, sich den hohen Genuß des Jurawanderns ebenfalls zu verschaffen. „Ich hielt es,“ so schreibt er, „für Unrecht, aus diesen Spaziergängen selber so reichen Genuß zu ziehen und nicht andere auch dazu anzuregen“. So kam er dazu, in den Zeitungen, für die er schrieb, in Publikationen des Verkehrsvereins und im Basler Jahrbuch immer und immer wieder vom Jura zu erzählen.

Er hat auch einen Führer über Basels Umgebung verfaßt, und freute sich herzlich, wenn er dessen grünen Einband oft in der Hand ihm begegnender Wanderer sah. Nur ins Schwarzbubenland hat er sich nach dessen Erscheinen eine zeitlang nicht mehr getraut, weil eine Bemerkung über die Rauflust der Schwarzbuben eine würzige Preßpolemik erregt hatte und er doch lieber nicht persönlich Gelegenheit zum Beweis geben wollte, daß seine Bemerkung richtig sei. Im „Oltner Tagblatt“ vom 7. April 1898 stand

sogar: „Es ergeht anmit an sämtliche Gemeinden des Schwarzbubenlandes der Ruf, durch Gemeindebeschlüsse solchen maßlosen Verdächtigungen und Verleumdungen dadurch entgegenzutreten, daß sie den Verfasser unverzüglich gerichtlich zur Verantwortung ziehen, um demselben zu zeigen, wie man Land und Leute schildert.“ Den Oltnern ist aber die Freude nicht zuteil geworden, diesen vielleicht nicht ganz gutartigen Rat befolgt zu sehen.

Im Jahre 1905 hat Fritz Baur seine Juratenntnisse durch eine Rammwanderung von Bière bis Brugg und drei Jahre später gar durch einen Marsch von Basel bis Nyon und zurück erweitert. Er hat seine Wanderlust aber keineswegs auf den Jura beschränkt. Große Feuilletonserien sind aus seiner Feder auch über andere Schweizer Landschaften erschienen und später separat herausgegeben worden. Namentlich seine „Rhätischen Wanderungen“ hat er vielen Baslern zu Dank geschrieben. Ins Ausland dagegen hat er sich weder in persona noch mit der Feder häufig begeben. Er ist u. a. dreimal in England gewesen, aber wohl mehr zur Belehrung als zum Vergnügen. Nach Italien hinein ist er trotz seiner guten italienischen Kenntnisse nie gekommen. Wirkliche Erholung suchte und fand er nur im Vaterland.

Übrigens müssen seine während Jahrzehnten unermüdlich verfaßten Berichte über die Truppenzusammenzüge doch auch in diesem Zusammenhang erwähnt werden. Sie waren mehr auf die Unterhaltung des an Land und Volk interessierten Lesers als auf militärisches Studium zugeschnitten. Ob Fritz Baur nicht Recht hatte, als er ihre spätere Verdrängung durch die Fachkritik höherer Offiziere als journalistischen Fehler empfand? Die Zeitungsstrategie über Friedensmanöver, wie sie im Jahrzehnt vor dem Weltkrieg in der Schweizerpresse üblich wurde, beruhte vielleicht doch auf einer Überschätzung dieser Übungen. Einmal hat Fritz Baur aber auch einen „aktiven Truppenzusammenzug“ mitgemacht und vorzüglich beschrieben, wenn man die Bun-

desintervention im Tessin vom September 1890 so nennen will. Er ist darum auch 1892 im Prozeß Oberst Rünzli contra Ulrich Dürrenmatt als Zeuge angerufen worden.

Das Streben, nicht zu glänzen, aber dem Leser mit jeder Zeile etwas Genießbares und Gehaltvolles zu bieten, das Fritz Baur's geographischen Schilderungen und seinem ganzen journalistischen Wirken zugrunde lag, hat ihn auch bei seiner historischen Schriftstellerei geleitet. Unter seinen besten Beiträgen zum Basler Jahrbuch sind gerade solche wie die Schilderungen aus den Kriegszeiten 1870-71 und 1914, die aus der nüchternen Einsicht in den Wissensbedarf der Zukunft hervorgegangen sind. Fritz Baur wußte, wie schwer die Historiker es haben, zuverlässiges zeitgenössisches Material zu finden, und wollte ihnen durch bescheidene Vorarbeiten entgegenkommen. Darum hat er auch die Rärnerarbeit nicht gescheut, ein Vierteljahrhundert lang für jeden Band dieses Jahrbuchs die Basler Chronik zusammenzutragen.

Spätere Generationen werden in dieser Beziehung noch mehr zu sagen haben, wenn einmal die Zeit zur Veröffentlichung seiner ausführlichen autobiographischen Aufzeichnungen gekommen sein wird. Sie haben schon diesem Nachruf als Hauptmaterial zugrunde gelegen und werden einst eine nicht unwichtige lokalhistorische Geschichtsquelle sein.

Fritz Baur hat zu ihrer Niederschrift namentlich kürzere oder längere Krankheitsperioden benützt, die in den letzten Jahren immer häufiger seine Berufsarbeit unterbrochen haben. Geradezu tragisch war, daß neben Erkrankungen der Atmungsorgane und des Herzens auch als schleichendes Übel ein Muskelschwund sich einstellte. Alle Massageten konnten die unheimliche Erscheinung nur verlangsamten, nicht beseitigen, und der unermüdlche Jurawanderer Fritz Baur wäre mit der Zeit ganz gelähmt worden, wenn ihm nicht eine Hirnblutung dieses traurige Schicksal erspart

hätte. In dem Haus Wartenbergstraße 37, das der alte Junggeselle sich gekauft und seit 1903 mit seinen Schwestern bewohnt hat, ist er am 3. Januar 1921 gestorben.

Wenige Tage zuvor war er in den Ruhestand getreten. Daß er diesen durch ein Leben voll treuer Arbeit verdient hat, wird mancher Basler Zeitungsleser und mancher Freund unserer Landeskunde mit herzlichem Dank anerkennen. Aber nicht vielen wird voll zu Bewußtsein kommen, in wie manchen Dingen sie als Leser der „Allgemeinen Schweizer Zeitung“ und der „Basler Nachrichten“ seine Schüler gewesen sind. Er selber ist sich bei seiner Denkungsart, immer vom geistigen Vorteil des Lesers auszugehen, stets ein wenig als Lehrer vorgekommen und hat sich mit seiner Qualität als „Lehrer für Erwachsene“ getröstet, wenn ihn etwa Reue darüber antommen wollte, daß er der Schule nicht treu geblieben sei. Solche Momente waren nicht ganz selten. Aber seinen Glauben an eine höhere Lenkung seines Lebensgangs haben sie nie erschüttert!